

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung [Schluss]
Autor: Faesi, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete sich nach rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchschritt sie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel sie mit liebevollen Vorwürfen; was sie nur denke, so in der kühlen Nacht zu stehen. Sie solle sich von ihrem Schmerz nicht zu sehr bedrängen lassen.

Schmerz? dachte Wilma. Und sie schalt sich selbst, daß sie ihres Schmerzes vergessen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entließ der redseligen Trösterin. Schmerz? dachte sie. Es war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuchtete etwas Neues in sie hinein, wie der Mond, der geisterhaft auch in die Schlafkammer drang. Schon vermochte sie sich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher gewesen war. Was sollte werden? überlegte sie. Die Waisenbehörde würde kommen und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Räte bei der Hand haben und sie mit ihren mehr oder wenigen guten Meinungen peinigen und verwirren. Und dann... die Hand des Reiters brannte auf ihrem Scheitel. Wie seltsam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an seiner Satteldecke geleuchtet hatte, der

seine gewesen. Aber, wo er war, wußte sie. Und sie sah seine Augen, sein Gesicht, spürte die Berührung seiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung stand, riß alle andern Erwägungen wie Kartenhäuser zusammen.

Plötzlich öffnete sie die Schublade einer Kommode und riß Kleidungsstücke heraus. Auch dachte sie an eine Reisetasche, die auf dem Estrich stand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunkeln Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil sie immer sein Rollen gehört hatte...

Am andern Tage herrschte große Erregung im Hause, wo die Kapuzineranten gilbten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es versammelten sich alle, auch der Doktor und Leute vom Waisenamt, in den leeren Wohnräumen.

„Am Ende hat sie sich ein Leid angetan,“ riet die romantische Pfarrerin.

„Man wird nachforschen,“ sagte streng und entschlossen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweier. Aber beim Tode fanden sie sie nicht. Und als sie sie beim Leben zu suchen begannen, war ihre Spur schon verwischt, die Welle schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült.

Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung.

Von Robert Faesi, Jolliton.

(Schluß).

Unsere Heimatkunst hat eine Parallele im achtzehnten Jahrhundert — oder besser: sie leitet sich von dort her. Auch damals wurde der Zeitgeist bekämpft, nämlich die mondäne, skeptische, moralisch laxe Ueberkultur, deren Hochburg Paris war. Die Reaktion darauf machte sich in einer doppelten Tendenz unseres Schrifttums geltend. Retour à la nature verstanden wir einmal als Rückkehr zu ländlich schlichten, patriarchalischen Lebensverhältnissen und Sitten, zugleich jedoch zu den Vorbildern der eidgenössischen Heldenväter. Von Lavaters Schweizerliedern und Joh.

von Müllers Schweizergeschichte führt ein ununterbrochener, wenn auch auf lange Strecken steiniger und verstaubter Weg zu der historisch patriotischen Nebenrichtung unserer Heimatkunst. Er streift freilich C. F. Meyers jeder Tendenz enthobene, künstlerisch unerreichte und geistig geläuterte, aber geschichtlich und oft schweizerisch orientierte Novellistik. Und wenn die Darstellung unseres zivilen und gegenwärtigen Daseins im Schatten Gotthelfs und Kellers steht, so die unserer historischen Vergangenheit in demjenigen des Verfassers

von Jürg Jenatsch. Im schützenden Schatzen, doch auch im verdunkelnden.

Die Echtheit und das feine „Flair“ mancher geschichtlichen Erzählung leitet sich daneben aus dem Blut und der lebendig erhaltenen Tradition der Verfasser ab. Das greifbarste Beispiel dieser strengen und getreuen, bis auf das Patriziertum zurückreichenden Tradition ist neben Tavel Nanny von Escher. Die Familienchronik wird zur nächstliegenden stofflichen Fundgrube, und mehr als einmal kehrt der Verfassersname im Roman wieder oder gar in dessen Titel, wie in Maria Wasers „Geschichte der Anna Waser“.

Auf dem Kult der vaterländischen Ueberlieferung fußen auch die unablässig wiederholten Versuche, ein nationales Drama oder gar ein Nationaltheater zu schaffen. In unserem Festspielwesen schien der Rahmen dazu gegeben; aber es gelang nie, ihn mit einem vollwertigen Bild zu füllen.

Fehlte es meist an der notwendigen Vertrautheit mit den Anforderungen der Bühne, an dramatischem Instinkt und Technik, so unterließ es Arnold Ott, sein temperamentvolles Theaterblut künstlerisch zu bändigen und seine ungefügen, aber wuchtigen Szenen in die Sphäre geistiger Bedeutung zu rücken.

Keiner besaß die Kontinuität des Schaffens, um sich mit der Gattung der schweizerischen Historie auf dem regelmässigen Theater einzubürgern. C. A. Bernoulli, dessen unruhige Beweglichkeit sich in jedes schriftstellerische Gebiet wagt, war mit seinem Zwinglidrama dem von vielen erstrebten Ziel verheißungsvoll nahe.

Am rühmlichsten hat Adolf Frey C. F. Meyers bewußtes Künstler- und Rönnerum und seinen historisch gerichteten Geist mit einer gedrunenen und herben Eigenart verbunden. Auch seine Beziehungen zur Seele unserer Zeit sind kühl gewesen, um so wärmer die zur Stammesseele. Nicht weniger als von seinen Festspielen und Romanen gilt von seinen bildhaften Gedichten, daß sie im historischen, geschichtlichen und landschaftlichen Schatz der Heimat wühlen. Wesentlicher jedoch ist das durchaus schweizerische seiner Fühl- und Sehart und seiner

Sprache. Vor allem teilt er seine optische Begabung, seinen Drang zu plastischer und malerischer Schaubarmachung mit unsern besten Meistern. Und daneben bewegt sich aus seiner Generation keiner gleich sicher in so gegensätzlichen Welten wie in der stofflosen des reinen Liedes und der mit wissenschaftlichen Tatsächlichkeiten gepflasterten schweizerischen Literatur- und Kunstgeschichte.

*

Vom Atem des zwanzigsten Jahrhunderts ist bei dieser älteren Generation und ihren zahlreichen Nachzögern wenig zu verspüren. Unser Schrifttum hatte fast nur „Stammseele“ in sich, keine „Zeitseele“. Vertliche und zeitliche Orientierung halten sich ungefähr die Wage in einer Gruppe von jüngeren Erzählern. Sie bilden die Heimatkunst um und versehen sie mit anderen Elementen. Ihr Temperament ist weniger idyllisch behaglich, ihr Geist reger und empfindlicher, ihr Horizont ausgedehnter, und es ist ihnen zuflatten gekommen, daß sie alle für lange Jahre die Schranken der Heimat mit der Weite des Auslands vertauscht haben. Alle diese Züge sind, bei größter persönlicher Verschiedenheit, Paul Ilg, Jakob Schaffner, Felix Moeschlin, Albert Steffen gemein. Aus dieser Beschaffenheit mag es sich erklären, daß sie den Erfolg und die Popularität der waschechten Heimatkünstler noch nicht erreicht haben, trotzdem sie schon kurz nach dem Jahrhundertwechsel fast gleichzeitig hervortraten und sich jetzt, ungefähr im Schwabenalter stehend, über eine reiche Produktion ausweisen können.

Wenn einen, so möchte man Paul Ilg den schweizerischen Naturalisten nennen. Er steht Hauptmann und Zola näher als Gotthelf oder Keller. Die Umwelt erscheint bei ihm nicht mehr als gütige Behausung und schirmende Heimat, eher als ein Feindseliges, eine brutale und rücksichtslose Uebermacht, und darüber wölbt sich der Himmel einer herben und grauen, ja oft pessimistisch bitteren Weltanschauung. Seine vier oder fünf Romane werden beherrscht von einem einzigen, freilich fruchtbaren und wahr wirkenden Motiv: Der „Held“ ist nicht mehr ein zufriedener Ja-und-Amén-Sager, sondern ein un-

zufriedener Landstörzer; es ist der sozial von unten Kommende, der, auf sich selbst angewiesen, nirgends eingereicht, aber von heftigem Lebensdrang erfüllt, in einer rohen, materialistisch-kapitalistischen Weltordnung den Existenzkampf unternimmt, sich in die oberen Schichten durchschlagen, arrivieren will, begehrt und selbst recht materialistisch, Glück und Macht an sich zu reißen versucht, und dem es eigentlich doch nie recht gerät.

Zwischen idyllischer Enge und fühner Weite, zwischen Beschaulichkeit und Betriebsamkeit, Heimat und Fremde, Volkstum und Großstadt webt Jakob Schaffner rüstig, unruhig, aber immer kraftvoll hin und her. Vielleicht hat er kein Stück Welt so lebendig und plastisch dargestellt wie die handwerklich kleinbürgerliche, aus der sein von faustischem Drängen erfüllter Schustergehilfe Pilater sich rücksichtslos befreit, um vorerst einmal als Eisenarbeiter in die von mächtigeren Energien erfüllte Welt der Industrie einzutreten. Als erster unserer Dichter hat Schaffner mit entschlossenem Griff den Maschinenraum aufgestoßen, sich mit den zeitgemäßen Problemen von Arbeit, Kapital, Sozialismus, Klassenkampf, mit dem fargen und gehegten Großstadtleben auseinandergesetzt, immer den Standpunkt verschiebend, die Aufgaben wechselnd, dem Kriegserlebnis durch seelische Erschütterungen und gedankliches Ringen neue Bereicherung seines Schaffens abgewinnend. Und was er ergreife, immer macht sich eine gesunde, tatkräftig zugreifende, sinnlich nach außen gerichtete Lebenskraft in anschaulicher Gestaltung, scharfer Charakterisierung und saftiger Ursprünglichkeit der Sprache geltend.

In Felix Möschlin ist die Beweglichkeit und rüstige Initiative der jüngeren Generation mit der Liebe zu Grund und Boden eine glückliche Mischung eingegangen. Gleich fern der mißtrauischen Abneigung des schwerfälligen eingesehnen Bauerntums gegen das Ungewohnte wie dem komplizierten und überkultivierten Geist der Metropolen und seiner sentimentalischen Natursehnsucht, gilt die größte Liebe seines Erzählertums einer freien, einfachen, natürlichen und zeitgemäß erneuerten Form des Landlebens. Auch

ihm ist die Fremde Erlebnis geworden, die frische Luft und der weite Horizont Schwedens sind sozusagen in ihn eingegangen und haben ihm den bei Schweizern nicht eben häufigen Vorzug selbständiger und unbekümmerter Lebenskraft verschafft, während andererseits seine Gefühlskräfte — in den „Königsmieds“ ist es Gestalt geworden — sich aus dem angeborenen Katholizismus einer reichen und poetischen Juragegend genährt haben.

Albert Steffens fünf Romane, die ersten vor allem, waren eine der unerwartetsten Erweiterungen unseres schwerbeweglichen Schrifttums und vor allem ein seelischer Gewinn. Der volkserzieherische Hang seiner Landsleute hat sich in ihm auf das zarteste sublimiert. Aus einem religiösen Gefühl der Menschheits-solidarität, des Mitleids, der Mitverantwortlichkeit — aus derselben Quelle wie Dostojewski — wird dieser gläubige Idealist zu einem Seelenarzt und Weltverbesserer, der weise genug ist, nicht die Einrichtungen, sondern die Menschen erneuern zu wollen. Brutaler Materialismus scheint ihm der Dämon unseres „finsternen Jahrhunderts“ und der Weltkrieg bloß der Ausbruch des zerstörenden Giftes. Der eigentliche Herd der Zeitkrankheit ist diesem Bernbieter die Großstadt. Während wir uns aber ängstlich und bequem von diesem drohenden Mal der Zeit abgekehrt haben, dringt er als Erster unerschrocken in die verpestete Sphäre. Und als bedeutender Seelenkürer sprengt er die allzu engen psychologischen Grenzen; aus dem seit Kellers Tagen gehüteten Kreis des Normalen und Maßvollen dringt er hinunter zum Pathologischen und Verbrecherhaften, hinauf zum Heiligen und Genialen und läßt diese Gegensätze aufeinanderplagen, voll des ihm eigenen Glaubens, daß Roheit und Uebel die Bestimmung haben, mit ihrer Reibung die Funken der Göttlichkeit im Menschen zu entzünden. Die pessimistische Tragik in Spittlers und Widmanns kosmischen Gesichtern wird hier abgelöst durch die Beseligung einer mystischen Schau, die den Schwerpunkt aus der sinnlichen Welt hinaus verlegt, so daß diese ihre Bedeutung, ihre Schönheit und sinnvolle Lösung sub specie aeternitatis empfängt. Nur

allzusehr verliert sich Steffen auch als Gestalter aus der harten Welt des Greifbaren, und wenn die Figuren unserer älteren Erzählerschule zu viel Fleisch und knochige Körperlichkeit haben, so drohen diejenigen Steffens sich in Geist und Nerven aufzulösen.

In einer anderen Weise löst sich das Epische bei Robert Walser auf. Es zerfällt sich in ein buntes Geflimmer aneinandergereihter Impressionen, wobei der Reiz und Wert in die Einzelheit und den Moment verlegt wird. Am angemessensten bewegt sich Walser in der Tagebuchform; denn die Einheit seiner Bücher ist seine eigene Seele, die, weltfromm und in vergeistigtem Genuß, sich dankbar allen Erscheinungen öffnet, andächtig selbst den kleinen Gaben des Augenblicks hingegen. Weil der Walsersche Mensch, der im Grunde nichts will, wenigstens nichts für sich, sondern in reiner zarter Kontemplation verharret, der Antipode des aktiven und begehrlichen zeitgenössischen Betriebsmenschen ist, bringt er es denn freilich „zu nichts“, sondern bleibt mit seiner schönen Seele abseits nicht bloß von den gesicherten Bezirken des bürgerlichen Ansehens und gemünzten Erfolgs, sondern auch von jeder sozialen Einreihung. Im Grunde sind Walsers Romane, Novellen, Skizzen, unermüdlige Variationen einer verkappten Lyrik. Sein Instrument hat eine einzige Saite, der er freilich einen ungemein zarten und reinen Ton zu entlocken weiß, dessen nuancierte sensitive und romantische Beseelung wir in dem etwas robusten Orchester unseres Schrifttums nicht missen möchten.

*

Eine junge Generation drängt nach, ohne besondere Stoßkraft allerdings. Dazu fehlt es an Zahl, Geschlossenheit und fester Orientierung der Berufenen. Das solide Fundament der Heimatkunst haben sie — der Not und eigenen Trieben folgend — verlassen, einen weniger ausgebeuteten Boden suchend. Oder sollten sie zum zehntenmal wiederholen, was unsere Meister herrlich und ihre Schüler ordentlich gesagt hatten? Manchem fehlt jede greifbare Legitimationskarte als Schweizer; ja der Begriff einer deutsch-

schweizerischen Dichtung, den man bisher mit Zug anwenden durfte, beginnt in Frage gestellt zu werden. Dem Jdyll sagen die Jungen ohne Wehmutstränen ab; Schranken des Standes und der Nation fallen. Ein schärferer Wind, aus unbestimmten Weiten kommend, aus Deutschland, aus Skandinavien und Rußland, aus den menschenwimmelnden Zentren heftigeren, rascheren, vielleicht weniger gesegneten Lebens, hat die Segel des unlängst flott gewordenen literarischen Geschwaders ergriffen, das eine Fahrzeug hierhin, das andere dorthin getrieben, und ein drittes kreuzt auf ewiger Suche hin und her.

Die europäische Vorgewitterstimmung, welche die Jungen während ihres Wachstums einatmeten, hat sie nervöser und labiler gemacht, aber ihr seelisches Erdreich gelockert, empfänglich gestaltet und ein intensiveres Leben in ihnen ausgelöst. Der „Zeitgeist“ hat den „Bernergeist“ aus ihnen verdrängt; Ungeduld, Ungenügen und ein klein wenig Verachtung befällt sie angesichts der provinziellen Selbstgenügsamkeit und Selbstgefälligkeit; größere Dinge stehen auf ihrer Tagesordnung.

Vielleicht ist ihre Haltung, ja bisweilen selbst ihre Haltlosigkeit, verdienstlicher, gewiß aber undankbarer und einstweilen auch oft unfruchtbarer, ihre Physiognomien sind interessanter, aber problematischer als die der väterlichen Generation.

Titel sind nicht Laten, aber Trommelschläge, und schon ist aus ihnen herauszuhören, wohin — wo überall hin! — das Aufgebot des neuen Willens zielt. „Aufbruch des Herzens“, „Die Revolution des Herzens“, „Der Morgen“, „Auffahrt“, „Der Weg ins Weite“, „Weltgarten“, „Selbstbegegnung“ — wie anders wirken diese Zeichen auf uns ein, diese vom Atem der Zeit aufgewühlten und schwungvoll vorausgetragenen Fahnen, als die im windstillen Heimatboden fest eingepflanzen: „Dorfgenossen“, „Heimwehland“, „Heiwili“, „Bergvolk“, „Erdschollen“, „Der Apotheker von Kleinweltwil“, „Joggeli“.

Der neue Geisteszustand ist nicht mehr der epische, der eine gelassene Umschau aus sicherer Warte voraussetzt, sondern lyrisch oder dramatisch. Die Welt, die sich

den Blicken der Jungen bietet, schwankt dunkel und wirr; sie nehmen nicht mehr die Statik der Dinge, sondern ihren Fluß und ihre Schwingungen wahr; sie leben weniger in den Schranken der objektiven Welt als in der unbeschränkten des Gefühls.

Der Großteil der modernen Lyrik, auch in der Schweiz, ist in kosmisches oder religiöses Empfinden getaucht. Den „Weg ins Weite“ als eine Befreiung vom Druck beengender Umwelt schlägt Max Geislinger in seinen Hymnen ein, deren weitgeschwungene Rhythmen die Elemente der freien, großen, schöpferischen Natur einzufangen suchen.

Den Weg nach innen ist einer zu Ende geschritten, dessen leibliches Dasein früh am Ziele war: Karl Stamm. Nicht mehr der blendende Tag, die Nacht ist seine Heimat, wo die Unzahl der voneinander losgelösten, sich widerstrebenden Dinge mystisch in eins zurückzufließen scheint; nicht mehr wie Spitteler oder Widmann tröstet und trägt ihn die Göttin Mana mit dem Glanz ihrer Erscheinungswelt über die hohlen und finstern Tiefen des Daseins hinweg. Der überzarten, zur äußeren Tat und zum Erfolg ungeschickten, scheuen und vornehmen Seele ist das Leben Last und Mühsal; Stamms Krankheitsgedichte sind nur Sinnbilder für die Krankheit des Daseins, seine Kriegsdichtungen für den Kampf ums Dasein, und jeder Mensch in der höchsten Not ist ein Soldat, der vor dem Gefreuzigten niederkniet. Seine leidgeborene Sehnsucht stillt sich im metaphysischen Glauben und dringt in gesegneten Stunden, ihrer Wundtheit vergessend, in den reinen und frommen Bezirk demütigen Friedens vor.

War das Naturhafte, Erdhafte aus Gotthelf als unbefangene naive, künstlerisch ungeläuterte Kraft hervorgebrochen, war es bei seinen Nachfolgern lahm und zahmer geworden, hatte unsere Dichtung in G. Keller den glücklichen Moment erlebt, wo das Naturhafte und Kunsthafte sich das Gleichgewicht halten, so hatte sich bereits C. F. Meyer als ein echter Kulturdichter, als das edle, doch überaus zarte Gewächs einer literarischen Spätreise erwiesen. Und da eine ähnliche Verfeinerung des Empfindens, Vergeistigung des

Wollens und Vervollkommnung der Form gleichzeitig in Deutschland schon allgemeiner geworden war, konnte sich unsere junge Generation solchen Einwirkungen nicht verschließen. Ueberhaupt ist sie vermöge ihrer größeren Sensibilität und Reaktionsfähigkeit literarischen Anregungen von außen zugänglicher, so daß der ganze Wirrwarr von modernen Richtungen und Tendenzen in unser Schrifttum seinen Schatten und sein Echo wirft. Zugleich hat sich aber das künstlerische Niveau, die literarische Haltung, die Gewandtheit in gebundener und ungebundener Rede gehoben und die Gehirne sind intellektueller, aber geistiger geworden.

Konrad Falke schon ist ein solcher, bisweilen ans Akademische streifender, denkerischer Künstler der edeln Form in Drama und Novelle. Siegfried Lang pflegt eine vornehm getönte ästhetizistische Lyrik; Hans Reinhart trinkt seine Verse mit zarten Stimmungen; diejenigen Konrad Bänningers sind ein wunderliches Gemisch von Schlichtheit und literarischer Preziosität; Leo von Meyenburg malt mit gewandt großstädtischer Technik neue Impressionen. Ja, das Wunder ist geschehen, daß ein Landsmann unter dem weltmännisch klingenden Pseudonym Alexander Castell die Sensationen des Großstadtlebens in raffinierter Spannung elegant zu präsentieren versteht. Der durch die vertiefte Psychologie der großen Russen und Skandinavier geschärfte Blick macht Charlot Straßer zu einem erfahrenen und unerbittlichen Räuder kranker und verworrener Seelen. Auch Ruth Waldstetters gehaltvolle Erzählerkunst ist den Problemen verfeinerten Innenlebens zugeneigt. S. D. Steinberg gibt seinen Versen eine ausgeglichene, feingeschliffene Oberfläche; doch verrät sich darunter die moderne Sensibilität, welcher ein kleiner Vorfall, woran der stumpfere Mensch unberührt vorübergeht, zum aufregenden, meist schmerzlichen Erlebnis wird.

Und die Nachbarschaft romanischen Formempfindens erinnert der Schmelz und Fluß, die Anmut und Harmonie, mit der Max Pulver ein schimmerndes Gewand um den geistigen Gehalt seiner Gedichte webt. Als einer der wenigen unter dem

zwar phantasiebegabten, aber nüchternen Schweizer Schlag hat er aus dem Brunnen der Romantik getrunken und nicht ohne Intellektualität und bildungsmäßige Esoterik offenbart er ein aus christlichen, gnostischen, buddhistischen, philosophischen Elementen zusammengesetztes Weltbild in mysteriösen dramatischen Dichtungen, wobei der Kampf zweier feindlicher Grundprinzipien, des Guten und des Übels, die dramatische Spannung abgibt.

Und innere Spannungen, Konflikte und Zwiespälte jeder Art oder auch das Bewußtsein mächtiger Gegensätze in der zeitgenössischen Außenwelt drängen die jüngere Generation überhaupt zur Bühne, ohne daß bisher einem von ihnen gelungen wäre, ein geschlossenes dramatisches *Deuvre*, geschweige denn einen schweizerischen Dramentypus zu schaffen, der sich unseren epischen Großtaten an die Seite stellen könnte. Aber vergessen wir nicht, daß die Kräfte der meisten sich noch nicht ausgewirkt oder ausgewachsen haben und die chaotische Unruhe der Gegenwart auch rings in den Nachbarländern abgeflärten und endgültigen künstlerischen Gestaltungen denkbar ungünstig ist.

*

Vielleicht war der Weltkrieg nur die Entladung des unterirdisch gärenden Chaos, das den lebendigen Seelen schon lange dunkel bewußt war. Auf einmal waren alle bestehenden Werte, ja die nationale Existenz in Frage gestellt, und noch jetzt zeigt sich kein deutlicher Ausweg aus dem Übergangsstadium, in dem, wie das ganze Geistesleben, auch unser Schrifttum ungewiß und provisorisch hängt und bangt.

Die allgemeine Aufrüttelung aus dem reichlich materialistischen Behagen ist einstweilen wohl sein bester Gewinn; ausgereifte dichterische Gestaltungen des Zeiterlebnisses hat auch das Ausland spärlich hervorgebracht. Vorerst hatte man genug zu tun, die nationale Existenz mit den Waffen des Geistes wahren zu helfen und in dem allgemeinen Wanken einen festen Standpunkt zu gewinnen, so daß sogar mancher Dichter und ästhetisch gerichtete Geist — Spitteler etwa, Gottfried Bohnenblust, Konrad Falke — aus seinen

ruhigen Bezirken hinaustrat, um seine Kraft in den politischen und nationalen Dienst des Tages zu stellen.

Befand man sich denn nicht in der wunderlichsten Lage der Welt: als fast einziger und machtloser Zuschauer elementarer Entladungen aus dem vertrauten Kulturzusammenhang heraus in eine Sonderstellung geworfen, gefährliche Sympathien, meist für die uns sprachlich und geistig nächste Kriegspartei, in der Brust, das Erlebnis des Schweizertums und zugleich dem Europäertums zum erstenmal mit ganzer Seele hingegen?

Für eines freilich hatte man eine Weile nichts mehr übrig: für den liebevoll gepflegten Regionalismus und Lokalgeist; dagegen begann das weiße Kreuz im roten Feld wie eine geheimnisvolle Rune den Blick zu bannen und eine Lösung der plötzlich in ihrer Schwere erkannten Probleme unserer vielsprachigen, vielsämmigen Sprachgemeinschaft zu fordern.

Der Selbsterhaltungstrieb machte den Patriotismus auf einmal zu einer realen Macht, auch in der Dichtung. Im Brennpunkt des Empfindungsausschlags stand eine Weile das Heer. Freilich ging es nicht mehr an, sich auf Tellenschüsse und Winkelriedopfer in einer historischen Rüstkammerpoesie zu berufen, und mit den Taten des Grenzdienstes — besser seiner erzwungenen geduldigen Tatenlosigkeit — war poetisch auch kein Staat zu machen. Darum zeigt unsere üppig ins Kraut geschossene friedliche Kriegsliteratur ihr bestes Gesicht, wo sie auf alle Präention und Sensation verzichtet und in schlichter Ehrlichkeit die Erlebnisse verinnerlicht wie in Hermann Weilenmanns „Befreier“.

Die Gefahr öffnete die Augen und Lippen für die nationalen Schäden, man begann in sich zu gehen und die Selbstgefälligkeit mit der Selbstkritik zu vertauschen. Wenn auch kein neuer Tadel- und Straßroman wie „Martin Salander“ zustande kam, so hielt doch ein Jakob Schaffner in seinem „Schweizerkreuz“ und seiner „Schweizerreise“ den Landsleuten mit derber Gebärde einen unbestechlichen Spiegel vor.

Vom Schicksal vor die Frage gestellt, ob man Schweizer oder Europäer sein wollte, entschieden sich nicht die Schleich-

testen für beides zugleich, etwa auf dem Boden von Strindbergs Formulierung, die Schweiz sei das Miniaturmodell, nach dem das Europa der Zukunft gebaut werde, ohne aber das Bewußtsein der Unvollkommenheit dieses Modells zu verlieren.

Gustav Gampers vorher wenig beachtete hymnische Prophetie „Die Brücke Europas“ wirkte auf einmal, ins Licht der Zeitereignisse gestellt, wie der Aufruf zu einem schweizerischen Idealprogramm, Brüderlichkeit nach innen, Brüderlichkeit nach außen fordernd. Den Geist der Versöhnlichkeit und liebenden Solidarität bannte Steffen in das Symbol seines Romanes „Sibylla Mariana“.

Aber je sicherer wir im Lauf der mörderischen Jahre auf unsere Neutralität pochen durften, um so mehr lief sie Gefahr, zu einem guten Geschäft zu werden. War es nicht eine Forderung des Gewissens, an der Verwirklichung einer zukünftigen Epoche des Weltfriedens mitzuwirken und, wie wir mit der Ausbildung der Neutralität historisch vorangingen, die Gefahr auf uns zu nehmen, ein Beispiel des freiwilligen Verzichts auf jede Gewalt, selbst auf die Verteidigung, zu geben, durch Abrüstung den unbedingten Willen zur Friedfertigkeit zu bezeugen? Diesen Gedanken versuchte F. Möschlin in seiner „Revolution des Herzens“ dramatisch zu verkörpern. Wie nun endlich der erstarrte Sozialismus die Dreieinig-

keit der nationalen, militaristischen und kapitalistischen Mächte als die Schuldigen an der Weltkatastrophe zur Verantwortung zog, mußte auch in unserm Schrifttum ein derbes Echo dieser Anklage ertönen; Paul Ilg malte in seinem „starken Mann“ den Teufel des schweizerischen Militarismus in reichlicher Vergrößerung an die Wand. Und Hans Ganz, in dem sich am intensivsten und reinsten die seelische Verfassung des jüngsten europäischen Dichtergeschlechtes spiegelt, ließ in seiner Kriegstragödie „Der Morgen“ die revolutionäre Luft eines anbrechenden Menschheitstages fühlen.

Je völliger die Jugendjahre unserer Dichter in die Kriegsnotzeit hereingezogen waren, um so heftiger wird die seelische Erschütterung in ihren Versen laut. Oft nur als Erschütterung, bisweilen schon als neue Gesinnung und in Ansätzen neuer künstlerischer Ausdrucksform.

Noch nicht abzuschätzende Aufgaben und Perspektiven öffnen sich wie die Weite eines Meeres; stürmisch weht ein unberechenbarer Wind. Unser Schrifttum wird es im kommenden Vierteljahrhundert nicht leicht haben; ungewisser und gefährlicher liegt die Wasserstraße vor ihm als bisher. Mag es nicht an dem Mut fehlen, die Segel auszuspannen und sich hinauszuwagen, nicht an der Kraft, das Steuer zu meistern, neuen Zielen zu, die aber würdig sind der großen Tradition unserer Dichtung.

Aphorismen.

Wir selbst sind es, die dem Leben je und je unsere Akzente ausstellen, nach denen es uns dann gefällt oder nicht gefällt, zu leben.

Sie sind zu ihrer Zeit stets eine Dokumentierung unseres Wesens und bezeichnen den Umfang unserer Erwartungen.

* * *

Menschliche Beziehungen stehen unter dem Schicksal, daß sie sich verbrauchen. Und es ist immer das Unglück des schwächeren und „guten“ Menschen, daß er mitverbraucht und weggeworfen wird.

Es will der Wendepunkt eines Geschehens nicht zuletzt den Wechsel auch der Mittel.

Schicksal wird: durch den Kulminationspunkt gegangenes, mit den alten Mitteln nicht mehr zu bewältigendes, die alten Mittel zerbrechendes Leben.

* * *

Das Leben will ein Zeigen, ein Aufdecken, ein Zu-erkennen=geben sein.

Weil wir dann am achtsamsten — weil am empfindlichsten — sind, wenn wir leiden, sind unsere erlittenen Erlebnisse unsere erkenntnistiefsten.

□ □ □

Carl Zuckert, Zürich.